



Wochenschrift der Wiesbadener Zeitung.

Nr. 44.

Wiesbaden, den 1. August 1915.

3. Jahrgang.

Inhaltsangabe:

„Altnassauische Kriegshelden“, von Karl Schüb. — „Meeressturm“, von August Thoma, Kloppenbeim. — „Mezerl“, Erzählung von F. Schrödinghamer-Gründal. — „Der brennende Harem“, Novelle von Paul Scheerbart. — „Ein Flugzeug gegen 13 Schiffe“, von Josef Oerzings. — „Wästen-schrecken“, von Dr. Eugen Woller. — „Bilderbogen fürs Haus“. — „Lustige Gede“.

Zum Geleite:

Die Poeten haben das Recht, ein Glied aus der großen Kette des Daseins herauszuheben und abgeschlossen künstlerisch zu gestalten. Im Leben fliehen die Ringe dieser Kette ununterbrochen durch die Hand des Demiurgos, des Urkünstlers, der nichts vom Anfang, nichts vom Ende weiß, und welchem alles Harmonie und Blüte ist, was uns Mühsal und Verwesung scheint.

W. Raabe.

Altnassauische Kriegshelden.

Von Karl Schüb.

Die Siege des deutschen Heeres in Ost und West haben gezeigt, daß wir trotz der langen Friedenszeit von 45 Jahren an großen Strategen und Heerführern keinen Mangel haben. Eine spätere Zeit, die uns die heute durchlebte Kriegsepoche erst in ihrer ganzen gewaltigen Größe klar überblicken lassen wird, wird auch zugleich die Erkenntnis schaffen, daß unsere führenden Männer in diesem Weltkrieg nicht nur gute Generale, sondern auch Helden sind, deren Namen dereinst ebenbürtig neben den größten der Kriegsgeschichte aller Zeiten zu buchen sind. Aber auch unser Nassauer Land hat in früheren Kriegzeiten Männer aufzuweisen gehabt, deren Namen in der Kriegskunst unsterblich geworden sind, und es ist nur bedauerlich, daß es diesen Heerführern nicht immer vergönnt war, ihre Feldherrntalente ausschließlich ihrem deutschen Vaterlande zu widmen. Mancher war durch die damalige Zeitlage gezwungen, in fremdem Heeresdienste strategische Aufgaben zu lösen.

Im Schloßgarten zu Usingen steht ein eigenartiges Denkmal in Form eines großen, 100 Zentner schweren Quarzitblocks mit dem Porträt-Medaillon des Fürsten Walram II. (Walrod). Er war der Stifter der nassauisch-walramischen Linie, der sich 1255 mit seinem Gebiete südlich der Lahn von seinem Bruder Otto trennte. Walrams Regierungszeit läßt sich nach der Allg. Deutschen Biographie (Prof. W. Sauer) nicht genau feststellen. Die letzte von ihm ausgestellte Urkunde stammt von 1265. Walrod war der Erbauer des früheren (1874 abgebrannten) Schlosses in Usingen, an dessen Stelle heute das Lehrerseminar steht. Usingen war Walrams Residenz, aber nur selten war es ihm vergönnt, in dieser stillen idyllischen Stadt zu leben, denn seine militärische Laufbahn hielt ihn meist außerhalb der Grenzen seines Ländchens. Die älteren Chroniken des Nassauer Landes feiern Walrod als ausgezeichneten Kriegshelden seiner

Zeit. Walrod hat sich an 27 Belagerungen und 17 Schlachten beteiligt und zum Teil selbst geleitet. Seine Kriegstaten sind in der Kriegsgeschichte unserer engeren nassauischen Heimat öfter beschrieben worden. Schon im Jahre 1366 ward seinem Hause die Fürstentümlichkeit verliehen; sie wurde 1688 vom Kaiser erneuert. Walrod starb nach Sauer 1266, nach anderen Forschern gegen 1277, und die Nassauer zählten ihn zu den stolzesten Stützen ihrer tapferen Fürstengalerie.

Ein Kriegsheld nassauischen Geblüts war ferner Friedrich von Reisenberg, Landsknechtobrist zu Carolus Quintus Zeiten. Freilich darf man den Feldherrnruhm dieses seltsamen Mannes nur mit Einschränkungen gelten lassen; die Reisenberger waren im Mittelalter Genossen des berühmten Raubadels und ihr freies Gewissen färbte auch auf jene Glieder des Geschlechts ab, die das Talent zu einer höheren Laufbahn besaßen. Friedrich von Reisenberg wäre unter anderen Verhältnissen und zu anderen Zeiten ein Stratege geworden, auf den Deutschland mit Stolz geblickt hätte; so aber spielte sich sein stürmisches Leben zwischen wirr durcheinandergewürfelten Landsknechtshäufen ab.

Im Burghof des herrlich gelegenen Schlosses Schaumburg bei Balduinstein an der Lahn ist dem kaiserlichen Generalfeldmarschall Melander ein Denkmal (von Bildhauer Monzenbach-Cöln) errichtet. In schwerer Ritterrüstung steht dieser mittelalterliche Haudegen vor uns, und Ausdruck und Haltung lassen ohne weiteres das kraftvolle Draufgängertum ahnen, das diesem Feldherrn eigen war. Melander ist der präziserte Name von Graf Peter Holzapsel, eigentlich Eppelmann. In Oberhadamar 1585 geboren, widmete sich Melander frühzeitig dem Kriegsdienst und wurde schon 1620 Obrist der Stadt Basel. Er kämpfte dann im Veltliner und Mantuanischen Kriege, wurde 1635

Generalleutnant des Landgrafen von Hessen-Cassel und befehligte in der Schlacht bei Oldendorff (1633) das Zentrum; ihm wird der Ausschlag beim Siege dieser Schlacht zugeschrieben. Im Jahre 1640 trat Melander in den Dienst des Pfalzgrafen von Neuburg, bald jedoch in kaiserlichen Dienst und hatte nun als Oberbefehlshaber in Westphalen Gelegenheit, Münster und Eifel zu erobern, und als Galla starb, wurde er Oberbefehlshaber über das kaiserliche Heer. Er schlug die Schweden unter Wrangel bei Eger, verfolgte sie bis nach Hessen und fiel am 17. Mai 1648 in der Schlacht bei Zusmarshausen. Melander war Calvinist und als Strafe einem Wallenstein ebenbürtig.

Bereits in das 18. und 19. Jahrhundert weist uns der Lebensgang des berühmten nassauischen Generals von Kruse hinüber. Wohl war es diesem Manne nicht vergönnt, seine kriegerischen Vorbeeren dort zu pflücken, wo zu Beginn des 19. Jahrhunderts um Deutschlands Befreiung gekämpft wurde. Kruse war ein Feldherr in napoleonischen Diensten und erst bei Waterloo wendete sich auch für die Nassauer das Geschick. Kruse war ein geborener Wiesbadener (geb. 1779). Sein Vater, ein hoher Staatsbeamter, wünschte nicht, daß der Sohn in den Militärdienst trat, aber selbst die Belagerung von Mainz 1795, die der Vater dem Sohn zur „Abfchredung“ zeigte, fruchtete nichts — der junge Kruse war eben zum Soldaten geboren. In den kriegerischen Zeiten der damaligen Epoche hatte er bald Gelegenheit, sich als Führer auszuzeichnen. Im großen spanischen Feldzug soll er mit 600 Mann einer starken Uebermacht stand gehalten und diese aus einer besetzten Stellung geworfen haben, so daß die nassauischen Fahnen von diesem Tage an in der ganzen Armee bejubelt und Kruse selbst mit der goldenen Tapferkeitsmedaille ausgezeichnet wurde. Einmal ging Oberst von Kruse mit einem zusammengeschossenen Häuflein seiner Nassauer „tambour battant“ zur Attacke über und brachte eine ganze feindliche Kavallerie zum Weichen. Bezeichnend für die kriegerische Laufbahn dieses Generals ist die Tatsache, daß das Gefechtsregister Kruses nicht weniger als 61 Bataillen zählt.

Nach 41jähriger militärischer Laufbahn zog der General sich ins Privatleben zurück und begann die Bewirtschaftung des Hofguts Hausen bei Niederfelders im Goldenen Grund. Dort wurde er ein vorbildlich wirkender Landwirt und gab also auch noch im „Ruhestand“ seinem Lande und Mitbürgern ein gutes Beispiel. In einer waldumfriedeten Kapelle nahe dem Gutshof ruht der tapfere General von seiner kampfereichen Erdenlaufbahn aus.



Meerespuk.

Von August Thomae, Kloppenheim.

In Nacht und Schweigen ruht das Meer,
Als sei's in Schlaf und Traum gebannt,
Ein dunkler Himmel, ahnungs schwer,
Sich starr und stumm darüber spannt.
Da taucht's empor gespensterhaft —
Ein Riesenschiff ist's, ohne Licht,
Ein Kriegsschiff von gewalt'ger Kraft,
Mit ernstem, finst'rem Angesicht.
Schon hat des Feindes Wachsamkeit
Entdeckt den ehernen Koloh.
Scheinwerfer spielen kurze Zeit,
Dann saukt herüber ein Geschob.
Die Schlacht entbrennt in heißer Blut,
Geöffnet scheint der Hölle Thor —
Da taucht es aus der dunklen Flut
Wie Menschenleiber Licht hervor.
Die Rixen sind's. Vom Scheitel Nicht
Der Schaum des Meeres perlend weiß,
Ihr Reigen rings das Schiff umschleicht,
Langsam verengern sie den Kreis.
Der Tod als Spielmann macht Musik
Mit schriller, grauser Dissonanz,
Und immer wilder wird das Stück
Und immer toller wird der Tanz.

Die Schiffsleute Entleben faßt,
Da sie die Meereslöcher schau'n,
Schon wankt das Schiff, es sinkt der Mast —
Hinunter geht's in Nacht und Grau'n.

Helltauchzend bringen sie den Sang
Nach ihrem Schloß im Meeresrund;
Besanbernd tönet ihr Gesang,
Es winkt so süß ihr roter Mund.

Im Ruchellaal beim Hochzeitsdman
Die toten Helden sind vereint,
Sie dürfen nimmermehr nach Haus,
Wie auch die Liebe um sie weint.

In Nacht und Schweigen ruht das Meer,
Als sei's in Schlaf und Traum gebannt,
Ein dunkler Himmel, ahnungs schwer,
Sich starr und stumm darüber spannt.



Miezerl.

Erzählung von J. Schröngamer-Heimdal.

Miezerl ist nur ein Hündchen, ein feines, rein-rassiges Dackelhündchen. Eine Schönheit. Ja, gewiß, eine wirkliche Schönheit. Und ich bestze sie, seit sie wedelt und winselt und tapfer bellt. Erst war sie nicht größer als eine Faust. Aber sie wuchs, und ihr drolliges Wesen wandelte sich in Würde, soweit das bei einem Dackel überhaupt möglich ist.

Ein Dackel, denkt ihr. Aber was für ein Dackel! Rein-rassig, aus bestem Blut gebürtig — Lichtensteiner Zwinger! — viel Inzucht. Und daher kam's: das linke Hinterfüßchen war nicht ganz normal, war ein wenig strophulös verkrümmt. Aber es fiel nicht besonders auf. Ihr Fell war weiß und grau getigert, wunderschön anzusehen. Alle Leute blieben stehen und sagten: „Was für ein schönes Tier!“

Aber Miezerl achtete nicht auf solche Reden. Sie kümmerte sich nicht um fremde Leute; sie hatte ihre feine, vornehme Art, wie sie nur ein Dackel haben kann. Ich gab ihr den Namen Miezerl. Aus einem gewissen Grunde. Ich hatte etwas im Herzen, etwas feines, Liebes, wie es junge Männer haben müssen, und dieses feine, Liebe nannte ich mit einem Kosenamen Miezerl. Und weil mein Hündchen — was das Allerfeinsten an ihr war — auch zwei so große schöne, tiefe, treue, blaue Augen hatte wie mein fernes Lieb, so nannte ich es auch Miezerl.

Aber das Merkwürdige war: Miezerl gab kein Zeichen, wenn ich es rief. Wedelte nicht, sprang nicht herbei, verhielt sich, als hätte ich gar nicht gerufen. Erst fiel es mir nicht besonders auf, und ich dachte: Miezerl ist noch jung und dumm. Wenn es größer und klüger wird, wird es schon werden.

Aber es blieb auch später so. Und da wußte ich: Miezerl war taub! Ich dachte: Zuviel gleiches Blut, zuviel Inzucht. Daher kommt's wohl. Auch etwas anderes fiel mir noch ein: Als Miezerl noch ganz klein war, fand sie ihr größtes Vergnügen darin, mich in die Pantoffeln zu beißen oder an der Hose zu zerren, wenn ich am Schreibtisch saß. Und wenn ich es gerade am nötigsten hatte und meine Stimmung — denn ich wollte ein großer Dichter werden — gar nicht gestört werden sollte, zog und zerrte Miezerl am heftigsten, bellte womöglich auch noch dazu — und meine Stimmung war dahin.

In einem solchen Augenblick des Unmuts schlug ich einmal mit der starken Hand nach dem kleinen Tierchen, den einzigen Gefährten meiner einsamen Tage. Ich traf es gerade auf den Kopf, daß es einen Augenblick wie leblos dalag. Es lag auf dem Rücken, streckte die Füßchen wie abwehrend gegen mich, das feine lange Rütchen mit der weißen Spitze zitterte ein wenig — so lag es und sah mich unbeweglich an, als wollte es sagen: Was tat ich dir und was hast du mir getan? Warum darf ich nicht spielen? Warum läßt du mich nicht fröhlich sein? Bin ja noch ein junges,

dummes Hündchen, nicht so groß und stark wie du, du dummer, gescheiter Dichter!

Und da sah ich zum erstenmal in Miezers Seele. Neue zerwühlte mir Herz und Sinn: Miezert, Kleines, dummes, liebes, schau, ich hab's ja nicht so gemeint. Komm, steh' auf und spring' und spiel' wieder. Miezert, Miezert, Miezert . . .

Aber Miezert hörte nicht; es schaute mich immer nur an. In einem fort. Und das weiße Spitzchen ihres feinen Rütchens zitterte leise. Und die Augen sagten: Was hast du getan? Du hast mir das Gehör verschlagen. Wie werde ich hören, wenn du meinen Namen rufen wirst: Miezert, Miezert, Miezert . . .

Ich hab's getan!

Armes, armes Miezert!

Und wie lieb hatte ich dann das Tierchen, wie lieb!

Ihr Leute, was war das für ein wunderbar schöner Tag! Ein Junitag!

Miezert und ich fuhren in die Welt. Miezert — das andere — hatte geschrieben, und wir sollten kommen. Und sie freute sich so —!

Und da fuhren wir, ich und Miezert, mit der Eisenbahn, fort aus der Stadt, weit fort ins sommerliche Land. Ich war den Weg schon öfter gefahren, aber für Miezert, die Halbjährige, war's die erste Ausfahrt. Sie kam zum erstenmal aus dem Häusergeviert beim Siegestor. Wie seltsam war das doch!

Ich war so hochgestimmt und ein wenig unruhig im Erwarten des Wiedersehens. Die Stadt flog hinter mich mit Dächern, Türmen und Schloten, und draußen wirbelte der Sommer vorbei mit buntdlumigen Wiesen, blauenden Wäldern, wogenden Saaten und Schwalbenflügen in seligen Lüften.

Und Miezert war hochgestimmt und voll drängender Unruhe wie ich. Ich fühlte es, wenn sie auf der Wagenbank hin- und wiederging, die Vorderpfötchen vorsichtig auf die Fensterbrüstung legte und hinaus sah in das Unbekannte, Große, Neue, das ihr der Junitag zeigte. Und wenn sie sich dann umwandte und mich wie fragend ansah, was das wäre und was ich dazu sagte. Und wenn sie nicht müde wurde, bald die Wunder der sommerlichen Weiten zu bestaunen, bald ihren klugen, großen Frageblick auf mich zu richten. Dann kam die Stunde, da ich Miezert vom Fenster wegnahm: So, Miezert, brav sein. Jetzt muß das Herrle anschauen.

Und da sah ich schon den kleinen Bahnhof im Wiesengrün und dahinter ein schönes, stattliches, weißes Haus, einen grünen Garten und einen weißen Weg. Und auf dem weißen Wege stand in der Sonne ein hohes, schlankes Mädchen, und mein Herz jubelte: Miezert!

Das andere Miezert, das Hündchen, sprang flink aus dem Wagen und lief freudig bellend auf das Mädchen zu, als wüßte es schon, daß wir zusammengehörten, wir drei. Und als mir das Mädchen die Hand gab, sprang Miezert wie toll vor Freude um uns herum und lief uns voran in das Haus hinein, wo der weiße Weg mündete. — Selige, versunkene Zeit!

Wir saßen in der Laube vor dem weißen Hause, Hand in Hand, und redeten von der schönen, lichten Zukunft. Und Miezert lag vor der Laube in der Sonne und wedelte ein wenig oder blinzelte mit den großen, klugen, blauen Augen, wenn wir hinsahen. Und wenn ich dann das liebe Mädchen ansah und merkte, wie um seine großen, gütigen Augen ein wehmütiger, tiefer Schatten lag, wenn ein Hüfteln den zarten Leib schüttelte, dann sagte das Mädchen wohl: „Gehen wir!“ Als wollte sie mir, um der beredten schönen, lichten Zukunft willen, nichts scheinen lassen, um mir weh zu tun.

Dann gingen wir den weißen Weg hinab zum Fluß, der still durch die Auen floss, oder durch hohes Korn, das uns die Köpfe umschwankte, und Miezert sprang freudig vor uns her. Dann kam es wohl, daß das Mädchen atmend innehielt — es lehnte sich an mich, und ich hörte das Herzchen schlagen, schnell, schnell, schnell! Wie selig das war, wie weh das war!

O du tapferes, gütiges, heiliges Mädchen — wie hast du mir das grausame Wissen wehren wollen, um mich nicht traurig zu machen!

Und dann redetest du vom Häuschenbauen, und wie selig es würde, wenn wir zwei einmal ganz in der Stille wohnten, in einem Glück, das niemand schöner erträumen konnte, als es uns in Wirklichkeit erblühen mußte.

Und dann war das Häuschen fertig.

Hoch stand es über dem Innstrom im Schatten der Künstlerburg. Miezert und ich wohnten schon darin und warteten auf das liebe, gütige Mädchen.

Aber es kam nicht mehr.

Der Briefträger kam und legte einen schwarzumranderten Brief auf das Dielenfensterbrett, als wagte er nicht, mir das Trauerding selbst zu geben, und schlich still davon.

Das Herz stand mir still, als ich die Zeilen sah. Ich hatte noch die Kraft, über die Stiege in mein Studierzimmer zu laufen. Miezert sprang hinterdrein. Ich habe die Zeilen nicht lesen können, ich habe sie heute noch nicht gelesen. Nur den Namen „Maria“ sah ich groß und schwarz.

Das warf mich in die Knie, als hätte mich ein Blitz gefällt!

Hätte ich weinen können!

Hätte ich beten können!

Hätte ich lachen können!

Ich lag nur in den Knien, und Miezert, das Hündchen, sprang um mich herum, legte sich auf den Rücken wie damals, als ich es auf das Köpfchen geschlagen hatte, wedelte, winselte, wimmerte. Und kroch leise heran und lag ganz still, die klugen blauen Augen unentwegt auf mich gerichtet.

Wer sagt, daß Tiere keine Seele haben? —

Der Frühling kam.

Nach Lichtmeß blühten schon die Schneeglöckchen in meinem Garten über der Innleite, und noch vor dem Märzengängen die Veilchen empor zu der alten, ragenden Neuburg.

In diesem Frühling pflückte ich kein Sträußchen. In diesem Frühling blieben die Brieflein aus, die mir früher Hoffnung, Licht und Freude gegeben hatten.

Der Sommer kam, lange Junitage leuchteten fast ohne Nacht vom Morgen zum Abend, vom Abend zum Morgen.

Einsame, verlorene Wege liefen durch grau-grüne Kornwogen auf der Höhe über der Burg. Im Norden blaute der Böhmerwald mit den seligen Tälern meiner Kindheit, im Süden wälzte sich der Innstrom durch verdämmernde Korngefilde her. Und im Westen lugte eine Kirchturmspitze, goldglänzend, aus Baumwipfeln und Aehrenwogen.

Das war mein und Miezerts Weg in diesem Frühling, in diesem Sommer: der Weg zu der Bank auf der Höhe über der Neuburg. Da saßen wir die Abende und sahen hinaus, bis das Funkeln der Kirchturmspitze verblaßte, bis das Tal im Dämmern graute und die laue Nacht leise Schleier auf Gräber und Grüste dort unter der versinkenden Turmspitze gleiten ließ.

Und einmal, als der Mond besonders schön und leuchtend stand, da liefen Miezert und ich weit in die Nacht, bis Turm und Kirche und die Kleinen, mondweißen Hügel darum groß und hell vor uns standen. Auf einem Marmorblock an der geisterfahlen Friedhofsmauer stand still und golden ein neuer Name: „Maria“.

Ich kniete im taunassen Grase, und Miezert lag wieder vor mir, noch lechzend und lechzend vom langen Laufen, und sah mich an. Und es war, als ob aus Geisterferne zwei andere Augen auf mich blickten, als ob eine zarte, schmale Mädchenhand meine Schulter berührte, als ob eine gütige Geisterstimme sagte: „Friede, Ruhe, Licht . . .“

Da sprang ein ehernes Herzenstücklein, heiß und erlösend quoll es von Wimpern und Wangen. Und eine Stimme in mir sagte lieb und gläubig: „Auf Wiedersehen!“

Friede, Ruhe, Licht . . .

Niemand weiß von dem Weg zu meiner Toten als mein Miezert.

Und wenn wir später auf der Bank über der Burghöhe saßen, konnten wir schon scherzen; Miezert lief rund um die Bank herum, daß ich es fangen sollte. Meine Hand

haschte hinterdrein, und es gelang mir nie, Miezlerl zu fangen, bis es umfiel.

Oder wir liefen um die Wette von einem Baum zum andern, bis wir wieder müde auf der Bank saßen. Oder wir spielten hinter Büschen Verstecken.

Ich hatte in meiner Dorfsamkeit niemand als Miezlerl, das treue Hündchen. Und ich wünschte mir auch niemand. Denn ich hatte Friede, Licht, Ruhe . . .

Was mag sich ein Mensch Besseres wünschen? Und ein tiefer frommer Glaube war in mir: „Auf Wiedersehen!“ Und ich hatte Miezlerl. Und Miezlerl hatte mich. Wenn ich heimkam, freute ich mich auf nichts mehr als auf das treue Tierchen. War das immer eine Freude, wenn wir uns wiedersehen!

Der Winter kam und ging, und wieder war ein Sommer. Welch ein Sommer! Der König von Bayern kam und sah von den alten Festeilen der Neuburg hin über sein gesegnetes Land.

Und dann kam noch einer, mitten im Sommer, als sich die Leute zur Ernte ansahen.

Auch ein König.

Er sprang unangemeldet mitten unter feierndes, festliches Volk, Ausflügler, Sommergäste, Herren und Damen.

(Schluß folgt.)



Der brennende Harem.

Novelle von Paul Scheerhart.

In Ninive war's — in der großen Bibliothek des Königs Assurbanipal — auf einer hochgelegenen Terrasse am Tigris.

Unten auf dem Tigris fuhren gerade fünf Barken des Königs Assurbanipal vorüber; die Griechen nannten diesen König Sardanapal. Er war schon recht alt und lag in der einen Barke ganz still da und sah in den großen Strom, in dem große schwarze Schwäne herumschwammen.

Im Westen ging die Sonne unter und machte die Wellen des Tigris ganz bunt.

Das sah auch oben auf der Bibliotheksterrasse ein alter Priester, der Piru hieß und aus Babylon stammte. Piru sah in einem bequemen Stuhl, und neben ihm sah sein Nefse Similla, der feuchten Ton vor sich hatte und darauf in Keilschrift mit Elfenbeinstift einriebte, was ihm der Onkel diktirte.

Langsam sprach der alte Priester Piru, während sein Nefse Similla die Keile in den nassen Ton ritzte:

„Es sind schon zwanzig Jahre her. Es war damals gerade das zwanzigste Jahr der Regierung unseres großen Königs Assurbanipal, den die Götter beschützen mögen. Des Königs Vater Assarhaddon hatte sein Reich kurz vor seinem Tode geteilt und den Norden mit Assyrien und Ninive dem König Assurbanipal gegeben — den Süden aber mit Babylon und Babylonien dem Halbbruder des Assurbanipal, dem König Saosduchin. Zwanzig Jahre hatten die beiden Brüder friedlich nebeneinander regiert — Saosduchin in Babylon und Assurbanipal in Ninive. Da zettelte Saosduchin, der König von Babylon, eine Empörung an — und zwischen Ninive und Babylon gab es einen jahrelangen furchtbaren Krieg. Und ich war in Babylon und sah, daß die Babylonier immer schwächer wurden. Ich war Bibliothekar im Palast des Königs Saosduchin — auch Bibliothekar in vielen Tempeln. Und große Unruhe ergriff mich. Aufgehäuft in den Bibliotheken lagen unzählige Tontafeln mit Keilschrifttext; die ganze babylonische Literatur lag da. Aber ich war in Unruhe. Wenn die assyrischen Krieger die Stadt Babylon eroberten, so würde, das sah ich voraus, die Brandsäule überall alles zerstören — und die Tontafeln würden mit zerstört werden. Das machte mich so unruhig, daß ich beschloß, soviel wie möglich von den Tontafeln beiseite zu schaffen und in Sicherheit zu bringen. Das war eine schwere Arbeit. Und sie konnte nur teilweise gelingen. Nur das Beste konnte ich heimlich fortzuschaffen. Und ich lief Gefahr, dabei ertappt zu werden und den Kopf zu verlieren. In den Tempeln ging's noch an, da konnte man andere Priester überreden, die Tontafeln rechtzeitig an einen sicheren Ort zu bringen. Und wo man in den Tempeln nachlässig war, da konnte man leicht eigenhändig das Beste fortzuschaffen, da ja in vernachlässigten Tempeln aufmerksamere Aufsicht zu managen pflegt.“

Piru hielt inne, und der kleine Similla, der noch keinen

Bart hatte, ritzte eifrig die letzten Keile in den feuchten Ton und blickte dann empor.

Es war die Sonne schon untergegangen. Und es wurde dunkel. Alle Sterne funkelten bald am hohen, tiefschwarzen Himmelsgewölbe.

„Gute Nacht,“ sagte Piru, „die Lampen. Wir werden noch lange zu schreiben haben. Die Nacht ist milde. Unten plätschert der Tigris. Und kein Wind weht. Es ist noch schwül. Aber es wird sich schon abkühlen.“

Similla ging ab und holte zwei kleine Öllampen und stellte sie neben seine Tontafeln auf den sehr niedrigen Tisch, der vor ihm stand.

Und Piru diktirte wieder:

„Anders lag die Sache in der Bibliothek des königlichen Palastes. Saosduchin, der König, war sehr bestia. Und wer ihm vom Fortschaffen der Tontafeln etwas gesagt hätte, der hätte gleich das Denkerschwert im Genick gefühlt — und dann gar nichts mehr gefühlt. Ich hatte ein kleines Zimmer in der Bibliothek für mich allein. Das lag auch dicht am Wasser — am Euphrat. Das Wasser war aber dort ganz dicht vor dem Fenster. Die Bibliothek lag ein wenig tiefer als der Spiegel des Euphrat. Ich wollte nun so gern einen unterirdischen Gang bauen, um die besten Tontafeln heimlich fortzuschaffen zu können. Die Nähe des Wassers jedoch ließ mir den Plan unnützlich vorkommen. Hier waren alle unterirdischen Gänge sichtbar unmöglich. Aber gerade, sagte ich mir lächelnd, weil sie hier unmöglich erscheinen, deshalb könnte man wohl schon früher darauf gekommen sein, von hier aus — gerade von hier aus dicht am Euphrat — unterirdische Gänge anzulegen. Und ich untersuchte das Terrain.“

Er hielt abermals inne.

Dem kleinen Similla hingen die Haare ins Gesicht, die Öllampen erhellten die Haare, daß sie glänzten — und auch der feuchte Ton glänzte. Die Sterne am Himmel glänzten natürlich auch. Der kleine Similla ritzte die Keile in den Ton und sah dann seinen Onkel lange an und sagte:

„Onkel, du machst ja so lange Pausen. Ich kann sehr schnell schreiben. Und ich verschreibe mich nicht. Wenn ich erst mitten drin bin, so kann's viel schneller gehen. Sprich nur, so schnell du willst, ich komme schon mit.“

Piru lächelte und meinte:

„Du weißt, daß ich alt bin. Und deswegen hast du nicht Angst, ich könnte zu schnell sprechen. Aber schreibe nur weiter.“

Der alte Priester sah einige Zeit ganz unbeweglich. Seine Züge waren starr, dann diktirte er weiter:

„Eigentlich lag mein Zimmer vor einer Bucht des Euphrat. Rechts und links waren ganz hohe Festungswälle und starke Mauern mit hohen Türmen. Mein Zimmer und der dazu gehörige Teil des Palastes lagen also sehr geschützt. Und so nahm ich an, daß hier trotz der tiefen Lage der Bibliothek unterirdische Räume sein könnten. Und ich suchte nach ihnen auch im oberen Teil der Wände — mit einer kleinen Leiter aus Pissasienholz. Wir brauchten die Leiter, die mit Akat und Lapis lazuli verziert war, um die oberen Stockwerke der Grotte zu erreichen, auf denen die Tontafeln lagen. Da oben, neben einem sehr großen Gefäß, gab die Wand nach, und ich kam in einen langen, sehr langen dunklen Gang. Wohl drei Stunden ging ich mit Öllampe, Hacke und Spaten in dem Gange, und da fand ich keinen Ausgang. Der Ausgang war zugemauert. Ich arbeitete zwei Monate, um die Zimmertür zu durchbrechen. Es war eine sehr schwere Arbeit. Und dann kam ich in ein zerfallenes Haus, das in abgelegener Gegend lag. Alle wertlosen Tafeln brachte ich dorthin, legte an ihre Stelle wertlose Tafeln, auf denen Uebungsstücke standen. Und dann kam die Belagerung des Palastes. Und ich holte die letzten Stücke. Und da brach Feuer im Palaste aus — im Harem des Königs brannte es lichterloh. Und die Haremfrauen und Eunuchen schrien wie die Wahnsinnigen. Niemals werde ich dieses furchtbare Gekreisch vergessen — niemals — bis an mein Lebensende nicht. Und aus dem Palaste heraus konnte niemand, denn draußen stand der Assyrer, der alles niederschlug. Nun wollte ich den Bedrängten zu Hilfe kommen — ihnen von dem geheimen Gang erzählen. Und ich wagte es nicht. Ich fürchtete das Geschrei der wahnsinnigen Frauen. Die wahnsinnigen Frauen konnten so leicht meinen Gang verraten — und dadurch all die Tontafeln in Gefahr bringen. Auch fürchtete ich, daß man den Fliehenden nachsehen könnte. Denn es müßte den Belagerern auffallen, wenn plötzlich das Geschrei aufhören sollte. Man würde, dachte ich, schon vermuten, daß sie sich durch geheime Gänge ins Freie retteten. Und ich bekam's nicht fertig, die Sterbenden zu rufen. Sie kreischten wie die Wahnsinnigen. Und ich stand in meinem finsternen Gange und roch den Brandgeruch. Und ich vermochte nicht, mich zu bewegen. Ich gab den ganzen brennenden Harem dem Feuertode hin. Und ich rettete meine Tontafeln. Aber Hunderte von Menschenleben waren vernichtet

— durch mich. Und ich kann das wahnsinnige Todesgekreisch nicht vergessen. Meine Tontafeln standen mir höher als die lebendigen Menschen. Ich konnte damals mich nicht von der Stelle bewegen. Aber ich hätte mich ermannen müssen. Was lam's denn auf all das Geschreibsel an. Ich hör's immer wieder um meine Ohren kreischen — den Todeschrei von Hunderten. Ich werde daran zu Grunde gehen. Ich halt's nicht mehr aus. Aber die Tontafeln wurden alle gerettet. Der siegreiche König Assurbanival hat alle Tontafeln des königlichen Palastes zu Babylon nach Ninive bringen lassen und nie erfahren, um welchen Preis sie gerettet wurden. Der König Assurbanival hat den Tod seines Halbbruders Saosduchin, der mit seinem ganzen Harem in den Flammen seines Palastes zu Grunde ging, immer lebhaft beklagt. Saosduchin war einsinnig und wollte sich nicht ergeben. Aber seinem Harem fiel's nicht ein, einsinnig zu sein — die Weiber und Eunuchen hätten alles hingegeben, wenn sie ihr Leben hätten retten können. Ich hätt's retten können. Und ich hab's nicht getan."

Gana starr sah der alte Priester Piru da und blickte in die Weite. Der kleine Gimilla hörte mit Schreiben auf; er war fertig. Die eine der kleinen Lampen verlöschte. Gimilla sank zur Seite und schlief ein. Piru erhob sich und trug die Tontafeln vorsichtig, aber mit zitternden Fingern zum Brennofen, wo noch gearbeitet wurde. Siebenmal ging der alte Piru, denn es waren sehr viele Tontafeln, die Gimilla in dieser Nacht beschrieb hatte.

Dann verlöschte auch die andere Lampe, und der alte Piru ließ den kleinen Gimilla ruhig weiterschlafen, ging leise in sein Zimmer und legte sich auf seinen Divan und zündete eine kleine Dängelampe an und bedeckte das Gesicht mit beiden Händen und weinte.

Eine kleine Maus kam aus der Ecke des kleinen Gemächs, setzte sich auf die Hinterbeine und blickte verwundert den weinenden Mann an. Die Mäuse, deren es viele in der Bibliothek gab, schaden den Büchern nicht, da sie Tontafeln nicht annagen.



Ein Flugzeug gegen 13 Schiffe.

Von Josef Herrings.

Es begann schon zu grauen, als das erste auf den spielenden Wellen tanzende Flugzeug sich zum Aufstieg anschickte. Schwarz, wie vom Dunkel der vergangenen Nacht gefärbt, lag die Nordsee in unendlicher Weite.

Der Leiter der Flugzeugstation starrte durch sein Glas in die Ferne. Es war ja freilich fruchtlose Mühe, denn daß die Engländer kämen, glaubte er schon lange nicht mehr, aber der Leute wegen tat Kapitänleutnant B., als sei es ihm Ernst mit der Ausschau nach dem Feinde. Die Leute nahmen es den Engländern sehr übel, daß sie sich gar nicht mehr sehen ließen. Bei ihnen mußte die Hoffnung aber auf einen überraschenden Besuch genährt werden. Inzwischen hatte die Bedienungsmannschaft ein zweites Flugzeug, das des Kapitänleutnants selbst, aus dem „Stall“ gebracht. Der setzte das Glas ab und prüfte wortlos die Streben und die Verspannung zwischen Schwimmern und Rumpf.

Der Beobachter wirft einen Blick auf den wolkenlosen Himmel und das leise sich kräuselnde Meer. „Wenigstens werden wir einen prachtvollen Flug haben,“ bemerkt er, seinen Gedanken nur halb ausprechend, wodurch er sich die üblichen Verwünschungen über den unsichtbar bleibenden Feind erspart.

Der Kapitänleutnant nickt. „Fertig?“ fragt er, als der Beobachter nach den Bomben gesehen hat.

„Fertig!“

Aber wie die beiden die wenigen Worte miteinander wechselten, war ein großes Wunder geschehen. In weiter Ferne hatte die nimmermüde Wacht in der Nordsee etwas vom Feinde gesehen und im selben Augenblick schrieb im Telefunkenhaus der Flugstation ein Mann die Meldung nieder, eine halbe Minute später hielt sie der Kapitänleutnant in der Hand.

Der rief den Oberbootsmannsmaat, der „Nr. 1“ bei seinem Flugzeug war, ein Wort zu. Eine Pfeife schritt in die Stille des Morgens hinein, und aus einigen dicht beieinander gelegenen Baracken schrillten Pfeifen die Antwort.

Dann wimmelten die „Ställe“ von Blaujassen, die noch im Herbeieilen an ihren Hosenschnürknöpfen.

„Alle Luftzeuge klar machen,“ befahl der Kapitänleutnant mit scharfer Stimme.

Mehr brauchte er nicht zu sagen. Jeder wußte, daß die „Blajs“ gesichtet sein mußten, und jeder arbeitete mit Fieberhitze, um das feine zu einem warmen Empfang beizutragen. Maschinen ächzten, Motore jurrten, Matrosen fluchten, weil sie es sich selbst nicht rasch genug machen konnten.

„Mehr Bomben einnehmen!“ befahl der Kapitänleutnant den Fliegeroffizieren. Sein eigener Beobachter, der ein Spezialist im Bombenwerfen ist, keuchte schon mit einer Last schwersten Kalibers herbei. Die waren schnell verkauft. Der Stationsleiter schüttelte den Kopf ob des bedenklichen Gewichtes, aber er wollte seinem Beobachter die Freude nicht verderben und sagte nichts. Noch einige Weisungen an die Fliegeroffiziere über die zu nehmende Richtung, und die Maschine des Kapitänleutnants sauste allen anderen voraus über den glatten Meerespiegel dahin.

Aber die anderen folgten schnell, stiegen eine nach der anderen auf und strebten fächerartig in der Richtung nach dem Westen auseinander. Die zurückgebliebenen Bedienungsmannschaften schrien „Hurra“. Nach einem Kilometer langen Anlauf fiel endlich das Meer und das Flugzeug stieg, und hinter ihm jagten die Strahlen der jungen Sonne über den weiten Raum, schlugen wie Blitze in die erblauende See und vergoldeten das überirdische Riesenwesen, das da anscheinend bewegungslos hoch in der Luft hing, einem Zeppelin mit dem Kurs auf Feindesland.

Das Flugzeug des Kapitänleutnants stieg so langsam, daß erst nach Minuten langer Fahrt die Rauchfahnen der feindlichen Schiffe in Sicht kamen. Sie hatten abgedreht und schienen auszuweichen zu wollen.

Herrgott, was stieg die verdammte Maschine langsam! Bombenwerfen zur Erhöhung der Steigfähigkeit? erwog der Führer einen Augenblick. Unter keinen Umständen! Dann hätte es ja nur noch wenig Zweck, den enteilenden Feind zu überholen. Achthundert Meter müssen eben geschafft werden, und aus der Höhe wird der Angriff gewagt.

So hatte es der Führer beschlossen, und der Beobachter, der in seinem Loch vor ihm saß, mochte es erraten haben, denn er drehte sich nach ihm um und lachte mit Mund und Augen. Seine Faust schnellte in der Richtung, wo jetzt unter den Rauchfahnen schon Masten, Schornsteine, Deckaufbauten und bald auch die dunkelgrauen Rümpfe der englischen Kriegsschiffe zu unterscheiden waren. Dann holte dieselbe Faust eine Flasche hervor und setzte sie dem Führer, der alle Hände voll zu tun hatte, an den Mund. Aber der wehrte ab. Die Mehrbelastung durch das Getränk ärgerte ihn, und er sagte seine Meinung in ungeschminkten Worten, die freilich ihre Wirkung verfehlten. Denn der Beobachter hörte nichts und trank seelenvergnügt das bei den Fliegern allgemein üblich gewordene Getränk aus Himbeersaft und Selters.

Schon ließen sich Zahl und Art der feindlichen Flotte erkennen. Es waren dreizehn Schiffe, kleine Kreuzer und Zerstörer.

Sie kamen schnell an den Feind heran, aber immer stieg die verdammte Maschine noch viel zu langsam. Dreiviertel Stunden hatte sie gebraucht, um die 600 Meter zu machen, die der Höhenmesser jetzt anzeigte, da drehte der Kapitänleutnant vom Feinde ab, gegen den eben auflebenden Südwestwind, hoffend, an dem in die Höhe Klettern zu können.

Der Beobachter fuhr wie der Blitz in seinem Sitz herum. Er hatte die Kursänderung falsch verstanden und dachte offenbar, der Führer wollte aufgeben. Seinem Munde entsprudelten unerhörte, aber auch unhörbare Beleidigungen. Trotzdem konnte der Führer recht deutlich aus dem sehr belebten Mienenspiel seines Beobachters entnehmen, was der von ihm hielt. Und er kicherte in sich hinein und summt ein Lied, von dem er nur eine Zeile kannte:

„Puppchen, du bist mein Augenstern . . .“

(„Das kann man stundenlang singen,“ hat es der Kapitänleutnant dem Schreiber dieser Zeilen anempfohlen. „Es

hat mir schon manchmal nachgeholfen," sagte er, "die Maschine durch Sturm und Wetter heil nach Hause zu bringen, und jetzt weiß ich, daß es auch gegen Granaten hilft!")

Endlich stand der Höhenmesser auf 760 — immer noch recht niedrig. Aber man hat ja Dufel.

Schnell kam man jetzt an den Feind heran. Zwölf Schiffe fuhren in geschlossenem Verbande, etwas hinterdrein das dreizehnte. Das scheint dem Führer das gegebene Ziel. In wenigen Minuten ist es erreicht. Schon schwebt das Flugzeug fast senkrecht über dem unglücklichen dreizehnten, da erkennen Führer und Beobachter zu gleicher Zeit, daß sie sich fast hätten narren lassen — von Engländern narren lassen. Und das wäre doch eine Affenschande! Das dreizehnte war nur ein als Kriegsschiff markierter Handelsdampfer. Die Türme — das konnte man ohne Glas sehen, so pümp war die Täuschung — waren aus Brettern zusammengenagelt, die Kanonen durch Baumstämme markiert. An Deck befanden sich nur wenig Leute, die meisten hatten wohl Schutz im Vorderteil des Schiffes gefunden, das durch eine deutlich auf Deck erkennbare Panzerplatte bombensicher gemacht worden war. Ohne Zweifel sollte dieser alte wertlose Kasten durch seine Maske die Bomben etwa angreifender deutscher Flieger auf sich lenken und sie aufhalten, bis ihre Munition verbraucht oder es den übrigen englischen Schiffen gelungen war, zu entkommen.

(Winston Churchill selbst soll diese große List ausgeheckt haben und man weiß ja, daß viele derartig „maskeerte“ Schiffe in britischen Häfen auf Verwendung warten, die nie kommt.)

Dafür sind deutsche Bomben doch zu schade. Also den anderen zwölf nach. Der Beobachter hat die Absicht des Führers verstanden. Er sitzt vornübergebeugt, eisenstill, das Auge zielbereit.

In dieser geringen Höhe zwölf feindliche Kriegsschiffe annehmen, war fast Tollkühnheit. Allerdings war bei geringer Höhe die Treffsicherheit des Flugzeuges umso größer. So nahe ist man an den Feind herangekommen, daß die unteren Tragdecks dem Führer die Aussicht auf die Schiffe verdecken. Er muß sich nach den Handbewegungen des Beobachters richten, den deutsche Technik zum Allsehenden gemacht haben.

Da — ein scharfer Knall, der selbst in das zornige Brummen des Motors einschneidet. Der Beobachter hatte schon vor dem Knall plötzlich eine Rauchwolke über dem Achterdeck des zwölften Engländers stehen sehen und wußte, daß sie von dort mit einer Ballonabwehrkanone geschossen. Der Führer dachte zuerst, es sei schon eine Bombe abgeworfen worden. Aber da knallt es schon wieder und wieder, und weit über dem Flugzeug tupfen den blauen Himmel die gelblichen Sprengrosen verfehlter Schrapnells.

Jetzt weiß natürlich auch der Führer, daß die Maschine mit Ballonabwehrkanonen beschossen wird. Früher hatte man solche nur bei großen englischen Schiffen beobachtet, auf den kleinen Kreuzern hatte man keine vermutet. In 760 Meter können diese wirksamen Geschütze mit Leichtigkeit ihr Ziel finden.

Erst schießen die Engländer mehrere hundert Meter zu hoch. Es kommt ihnen offenbar gar nicht in den Sinn, daß der deutsche Vogel da oben die „Freiheit“ haben könnte, in der despektierlichen Höhe von weniger als 800 Meter über sie hinwegzufahren. Aber bald beteiligen sich noch zwei Kreuzer an der Beschießung — die anderen hatten offenbar keine geeigneten Kanonen — die Schrapnells plagen näher, der eiserne Hagel wird dichter.

Ein Stoß, der die Flieger in ihren Sitzen zurückwirft, erschüttert jäh die ganze Maschine — ein Volltreffer hat die obere linke Tragdecke dicht am Rumpf durchschlagen, den vorderen Holm vollkommen zerschmettert, und ein großes Loch in den Bezug gerissen. Dicht über dem Flugzeug pläzt das Geschloß.

Die Erschütterung war nur einen Augenblick zu empfinden. Schon schoß der Vogel wieder sicher seine Bahn, als ob nichts geschehen wäre. Verspannung und Leinwand halten den verwundeten Flügel zusammen. Die Engländer

knallten weiter, die Rauchwolken ihrer plagenden Schrapnells folgten dem Fluge der Maschine.

Der Führer beherrscht nur ein Gedanke: Durchhalten, die Bomben müssen wir los werden! Er sieht nichts vom Feinde, er lenkt das Flugzeug nur nach der Hand des Beobachters. Plötzlich hebt sich die Hand und streckt zwei Finger von sich.

Also zwei Bomben hat er abgeworfen, denkt sich der Führer. Er dreht ab, um zu einem neuen Anlauf auszuholen. Die Engländer haben wohl das Manöver mißverstanden und glauben, der deutsche Vogel wolle entweichen, denn es knallt unten und kracht oben in der Luft immer toller, und dann hat das Flugzeug wieder einen Stoß erhalten, wie den vorher. Scheinbar zu gleicher Zeit pläzt dicht vor der Maschine ein Schrapnell. Aber, weiß Gott — wie Führer und Beobachter sich den Schaden ansehen wollen, findet sich keiner (denn daß ein Sprengstück den linken Schwimmer von unten durchschlagen hatte, sollten sie erst erfahren, als sie viel später in der Station auf das Wasser niedergingen).

Der Führer stellt den Motor einen Augenblick ab, um in den geräuschlosen Gleitflug überzugehen, der es ihm ermöglichen würde, den zweiten Angriff auf den Feind mit dem Beobachter zu besprechen. Da schreit ihm der ins Ohr:

„Alle Bomben abgeworfen. Zwei einwandfreie Treffer auf einem Kreuzer und einem Zerstörer.“

Das Blut strömt dem Kapitänleutnant zu Kopfe, seine Augen leuchten.

„Die Pulle," rief er.

Der Beobachter setzte ihm die Flasche an den Mund, und als er sie wieder wegnahm, war kein Tropfen mehr darin.

Die Engländer hatten das Schießen eingestellt und fuhren mit Volldampf nach Westen.

Da stellte der Führer den Motor wieder ein und nahm Kurs auf die Flugstation. Und auf dem ganzen Wege nach Hause summt er:

„Puppchen, du bist mein Augensterne!“



Wüstenschrecken.

Von Dr. Eugen Wolter.

Wenn man sich unter einer Wüste endlose, nur von einzelnen Oasen unterbrochene Sandwüsten vorstellt, so ist das nur teilweise richtig. In der Sahara, der größten, charakteristischsten aller Wüsten, besteht der Boden zum großen Teil aus festem Gestein, und aus solchem bestand ursprünglich der ganze Boden, auf dem sich die Wüste ausdehnt. Der jäh Temperaturwechsel von glühender Sonnenhitze am Tage bis zur Gefrierkälte in der Nacht verursachte das Zerspringen des Gesteins und damit auch das Verwittern desselben. Aus diesem verwitterten Gestein und aus dem Meeresande, welchen scharfe Winde von der Küste aus hintreiben, besteht der Wüstenand.

Die anhaltende Hitze, die sich zur Zeit des Samum bis zu einer von uns nicht einmal zu ahnenden Höhe steigert, läßt auch die Bildung von Gewässern im Innern der Wüste nicht aufkommen. So gibt es in der Sahara keinen einzigen Fluß, und selbst der Nil nimmt da, wo er sie durchströmt, keinen Nebenfluß auf.

Von einem Ritt durch die nubische Wüste entwirft der Reisende Peel folgendes Bild: „Mittags ruhte ich im Schatten eines Baumes bei starkem südlichen Wind, heiß wie aus einem Ofen. Ein armer Vogel flatterte zu mir, meine Gegenwart schreckte ihn nicht, und ich fing ihn mit der Hand. Er war ganz erschöpft, ich gab ihm zu trinken. Jedoch flog er nur noch eine kurze Strecke, dann fiel er auf den Sand herab, um da zu sterben. Die Hitze des Sandes

war damals 65 Grad R. Der Sand der Oberfläche, den ich um das Thermometer häufte, war so heiß, daß ich ihn nur flüchtig berühren konnte."

Noch unerträglicher wird diese Hitze, wenn der berücklichtete Wüstensamum weht. Man hat sie mit der Hitze eines großen Badofens verglichen. Dem Menschen wird sie zur unerträglichen Qual und führt bisweilen zum Tode. Die Lungen schmerzen, die Atmung wird erschwert, die Haut schrumpft zusammen, und wenn die Hitze durch plötzliche glühende Windstöße erhöht wird, kann der Tod durch Ersticken eintreten.

Kein Berg oder Hügel, kein Baum oder Gebüsch unterbricht die Einförmigkeit der Wüste. Weit entfernte Gegenstände glaubt man ganz nahe nicht nur zu sehen, sondern auch zu hören. Stets ist man sich bewußt, in Lebensgefahr zu schweben. "Der Tod ist dein Begleiter," sagte Peel, "er starrt dir bei jedem Schritte ins Gesicht. Verläßt du die Straße, so bist du verloren. Verfolgst du die Spur der Karawanen, so sind faulende Leichname deine Wegweiser. Dabei herrscht eine Melancholie in der Wüste, eine düstere Bekommenheit in der Brust."

Anders schreibt Dr. von Stromer über die lybische Wüste: "Das Schweigen des Todes scheint über diese unendlichen Strecken ausgebreitet, denn fast nie vernimmt unser Ohr einen Ton, und so ist der Gesamteindruck ein tief ernst erhabener, keineswegs aber ein drückender, beängstigender, denn die herrlich reine Luft, das prächtvolle klare Blau des Himmels, und der selten beengte Blick erheben den Geist."

Die Schrecken der Wüsten richten sich natürlich wesentlich nach der Ausdehnung derselben. Während die Sahara eine Fläche von etwa Zweidrittel des gesamten Europas einnimmt, dehnt sich die Kalahariwüste in ihrem eigentlichen wüstenartigen, wasserarmen und sandreichen Teile nur 38 Meilen lang aus, und sie ist sogar bewohnt, nämlich von den Buschmännern, welche dort allerdings wie die Tiere leben.

Als eine besonders schreckliche Wüste, als die regenärmste Gegend der Erde überhaupt, wird die Wüste Atacama in Chile geschildert. Fällt aber einmal, was selten genug der Fall ist, dort andauernd Regen, so ändert sich das Bild. Nach der Erderschütterung im Jahre 1877 floß ein drei Tage dauernder Regen hernieder und bildete eine große Ueberschwemmung. Infolgedessen verwandelte sich der trockene Boden in eine saftige Wiese, sodaß die ganze Bevölkerung mit sämtlichen Tieren auf diese Wiese zog. Man tanzte und vergnügte sich, wie bei einem großen Volksfeste. Acht Tage später war das ganze Land jedoch wieder zur ausgedörrten Wüste geworden.

Die syrische Wüste kennt sogar eine ganze Jahreszeit, die man Winter oder Regenzeit nennt, in welcher üppige Wiesenkräuter und Blumen hervorschießen. Im Mai jedoch verschwindet diese Herrlichkeit, von den Pflanzen sieht man nur noch die trockenen Stengel, und die Wasserteiche sind zu bloßen Sümpfen geworden.

Daß es Wüsten gibt, welche früher blühendes Land repräsentiert haben, geht aus einem Bericht des Forschungsreisenden Dr. Musil an die Wiener Akademie der Wissenschaften hervor, nach welchem er in der Wüste Moab mitten unter den Weideplätzen der Beduinen ein Schloß, oder vielmehr die wohlerhaltene Ruine eines solchen, mit einer Menge von Freskogemälden aufgefunden haben will. Es sollen acht solcher Schlösser vorhanden sein.

Ueber marokkanische Wüsten berichtet Franz Doflein in seinem Werke "Von den Antillen zum fernen Westen". Diese haben alle Wüstenschrecken dadurch verloren, daß sie einfach von der Eisenbahn durchschnitten werden. Die Oasen sind mit mächtigen Wassertürmen ausgestattet, sodaß der Zug Wasser aufnehmen kann, sobald es not tut. Eigentümliches bieten diese Reisen durch das Sandmeer immerhin. Der Weg des Zuges ist durch eine Sandsäule gekennzeichnet. Die Sandkörner prasseln gegen Dach und Fenster des Zuges. Die Hitze ist oft so schrecklich, daß Rachen- und Nasenschleimhaut aufs empfindlichste entzündet werden.

Was die Oasen anbetrifft, so ist es den Reisenden in der Wüste Sahara nicht zu verdenken, wenn sie die Schönheit derselben übertrieben schildern. Es muß wohl ein für

andere Menschentinder nicht vorstellbarer Genuß sein, nach wochenlangem Reisen durch das Sandmeer auf eine solche baum- und pflanzenreiche Insel zu stoßen. Immerhin bietet sich auch dem ruhigen Beobachter noch Schönheiten genug. Datteln-, Aprikosen- und Pfirsichbäume, tiefrote Granatbäume, Orangen, Hennapflanzen und Apfelbäume, Weinstöcke, Maiskolben, Weizen-, Gerste-, Klee- und Tabakfelder bilden die Vegetation der afrikanischen Oasen, über die sich ein reiner, glänzender Himmel erstreckt und alles in einem wunderbaren Schimmer erscheinen läßt. Wichtig sind auch die Dampalme, der arabische Gummibaum und der Mannastrauch. Unter den Oasen hat man sich nicht immer kleine Eilande von geringem Umfange vorzustellen. Die Oase Injala in der Sahara hat über 200 000 Einwohner 300 besetzte Plätze und 7 Millionen Palmbäume, die Oase Descherid 30 000 Einwohner. Sie ermöglichen erst den sehr lebhaften Karawanenhandel von Marokko nach Timbuctu, von Kairo nach Darbur, von Algier nach dem Sudan. Von letzterem aus wird Goldstaub, Elfenbein, Straußfedern und Gummi nach der Nordküste gebracht — freilich auch Sklaven. Eine Karawane besteht durchschnittlich aus 900 bis 1000 Kamelen. An deutschen Waren werden durch diese eingeführt: Waffen, Handwerkszeug und Kurzwaren. Zu den Gefahren, denen solche Karawanen unterworfen sind, gehören nicht zum geringsten die Uebersälle durch räuberische Wüstenstämme. So fiel eine Karawane zwischen Afghanistan und Beludschistan in die Hände afghanischer Räuber, welche alle Güter und Nahrungsvorräte wegnahmen. Die so beraubten Händler verirrteten sich in der Wüste, wanderten fünf Wochen lang umher und litten Hunger und Durst. Zehn von ihnen starben, nachdem sie wahnsinnig geworden waren, die übrigen retteten sich in denkbar elendstem Zustande nach dem nächsten bewohnten Orte.

Bekannt ist es, daß die Wüste ihre eigenen Tiere und Pflanzenarten hat. In der Sahara wird das Auftauchen einer Ameise oder Eidechse als ein wichtiges Ereignis angesehen und besprochen. In den Oasen erhalten sich Gazelle, Schakal, Hyäne, Leopard und Löwe, in der lybischen Wüste trifft man auch Schnecken, Insekten, Eidechsen und Schlangen, auf den Oasen Gazellen und Schakale. Eine Pflanzenvegetation kennt die Wüste ebenfalls nur auf einzelnen, wenn auch noch zu kleinen Oasen. Von großem Interesse ist es, wie hier die Natur dafür gesorgt hat, daß die Pflanzen nicht aus Wassermangel eingehen. Die meisten haben sehr lange, senkrecht in den Boden hineinragende Wurzeln. Kaum handhohe Pflanzen haben Wurzeln von mehr als anderthalb Meter Länge. Einige Pflanzen scheiden Salz aus, um das Wasser anzuziehen, andere sind behaart und sammeln den Tau um diese Haare herum, von wo aus er auf der Pflanze verteilt wird. Nach einem Regen erscheinen auf manchen Pflanzen dünne Wurzeln, welche das Wasser auffaugen, worauf sie wieder unter der Erde verschwinden. Manche Pflanzen sind blattlos, andere rollen ihre Blätter, um die Verdunstung zu verhindern. Wieder andere haben zu demselben Zwecke Wachsüberzüge, Korkmäntel oder panzerartige Gewebe.

Selbstverständlich sind oft genug Pläne aufgetaucht, die Wüsten in fruchtbares Land zu verwandeln, und manche Volkswirte setzen darauf bei der überhand nehmenden Bevölkerung große Hoffnungen. Bei der Leichtigkeit, mit der man in der Sahara große artesischen Brunnen anlegen kann, trug sich Kessels mit dem Gedanken, in dieser Wüste einen Binnensee anzulegen, und zwar mittels eines großen Kanalsystems. Andere wollten das Land allmählich urbar machen. Jedoch hat man berechnet, daß, wenn hunderttausend Menschen daran arbeiten, jeder von ihnen zwölf Millionen Jahre lang zu tun hätte, um das Endziel zu erreichen. Man sieht also, wir müssen mit einem ganz bedeutenden Bevölkerungszuwachs der Zukunft rechnen, ehe wir daran denken können, beinahe einen ganz neuen Erdteil für die Menschheit zu gewinnen.



Bilderbogen fürs Haus.

Aus der Maske eines Familienvaters.

Spruchweisheit.

Der gute Wille ist bei der Moral alles, aber in der Kunst ist er nichts, da gilt allein das Können. A. Schopenhauer.

Die Uebertreibungen sind Verschwendungen der Hochschätzung und zeugen von der Beschränktheit unserer Kenntnisse und unseres Geschmacks. Gracian.

Wer weiß zu genießen? Wer zu meiden weiß. David Friedrich Strauß.

Das Mutterherz ist der schönste und unverlierbarste Platz des Sohnes, selbst wenn er schon graue Haare trägt, — und jeder hat im ganzen Weltall nur ein solches Herz. Zettler.

*

Die Ziegenbock-Batterie.

Einstmals kam es bei deutschen Truppen häufig vor, daß Kavallerie und Artillerie sich einen Ziegenbock hielten, weil der Aberglaube herrschte, der gedörrte Stallgenosse wäge die Krankheiten der Pferde an sich. Ein solcher Ziegenbock war einst auch bei der fünften, vierpfündigen Garde-Batterie heimisch, die in Brix, in der Provinz Brandenburg, lag. Es war ein außerordentlich großes, prächtig gebautes, kluges Tier und als i. J. 1866 die Batterie mobil machte, beschloß man den Ziegenbock seiner trefflichen Eigenschaften halber ins Feld mitzunehmen. Dort ist er, wie der Geheime Sanitätsrat Dr. Konrad Küster in seinen „Kriegserinnerungen“ erzählt, der Urheber von unglaublich komischen Szenen geworden. Als der Marsch nach Schlessen begann, marschierte der Ziegenbock mit der Batterie, aber nur an deren Spitze. Erst kam er, dann drei Trompeter, hinter diesen der Hauptmann, dann die Kanonen mit den Zugführern und das übrige. Der Ziegenbock vorne aber zeigte stets eine selbstbewusste Haltung und eine Miene, als ob er das Ganze befehligte. Solange die Batterie allein marschierte, ging alles gut, sobald sie aber im Brigadverband sich vorwärts bewegen mußte, wollte der Ziegenbock keine Truppen vor sich dulden und lief regelmäßig nach vorne, um wieder an der Spitze die Führung zu übernehmen. Es blieb also nichts anderes übrig, als ihn auf einem Gepädwagen festzubinden. Sobald die Batterie in ihre Quartiere einrückte, wurde er sich selbst überlassen und mit großem Geschick suchte er sich seine Lagerstätte und sein Futter. Lieblingsweife waren ihm — Zigarren! Mit der größten Underschwärmtigkeit drang er in offenstehende Zimmer und suchte nach Zigarrentischen, deren Inhalt er sofort vertilgte. Natürlich blieben Beschwerden über ihn nicht aus, allein — kriegsgerichtlich konnte er nicht belangt werden! Er war ein sehr selbständiges Wesen mit jähem Eigenwillen und merkwürdigem Erfassen der Sachlage. Wenn Appell der Mannschaften abgehalten wurde, erschien mit würdigen Schritten auch der Ziegenbock, umkreiste die Mannschaft und wehe, wenn ein Zivilist zu nahe zu kommen wagte. Mit oesenkten Hörnern ging er dann auf ihn los und hielt ihn in angemessener Entfernung. Auch in der Schlacht benahm er sich sehr heldenmütig. Im Gefecht bei Königshof stand der Ziegenbock hoch aufgerichtet auf einem Probkasten mit einer Haltung, als ob er das Ganze kommandierte. Kugeln und einschlagende Granaten störten ihn nicht einen Augenblick in seiner Herrscherhaltung. Dies Verhalten bei Königshof hat ihn in die österreichischen Zeitungen gebracht und ihn innerhalb und außerhalb der schwarz-gelben Grenzpfähle zum Tagesgespräch gemacht. So wurde er eine geschichtliche Figur. Als die Batterie auf dem Rückmarsch durch die Provinz Sachsen kam und in den Dörfern feierlich empfangen und ihr Lorbeerkränze überreicht wurden, hingen Schulkinder auch dem Ziegenbock, der ihre besondere Aufmerksamkeit erregt hatte, eine Anzahl Ruhmeskränze um den Hals. Er trug sie würdevoll auf! Noch Jahre nach dem 1866 er Feldzug lebte der Ziegenbock bei seiner Garde-Batterie. Schließlich fiel er aber seiner Leidenschaft für Zigarren und Bier zum Opfer. Nach reichlichem Genuß von beiden fiel er plötzlich infolge eines Schlaganfalles tot zu Boden.

*

Der Thron.

Steht ein Kirchlein im Dorf,
Geht der Weg dran vorbei,
Und die Döhner, die machen
Am Weg ein Geschrei.

Und die Tauben, die flattern
Da oben am Dach,
Und die Ganten, die schnattern
Da unten am Bach.

Auf der Brück' steht ein Junge,
Der singt, daß es schallt,
Kommt ein Wagen gefahren,
Der Fuhrmann, der knallt.

Und der Wagen voll Deu,
Der kommt von der Wiese,
Und oben darauf
Sitzt der Hans und die Piese.

Die jodeln und juchzen
Und lachen alle leid,
Und das Klingt durch den Abend,
Es ist eine Freud!

Und dem König sein Thron,
Der ist prächtig und weich,
Doch im Deu zu sitzen,
Dem kommt doch nichts gleich!

Und wär ich der Könia:
Gleich wär ich dabei
Und nähme zum Thron mir
Einen Wagen voll Deu.

Robert Reinick.



Luftige Ecke.

Während einer Feldübungsübung mehrerer englischer Regimenter im Norden Englands wurde das zum Roden nötige Feuerungsmaterial von den Bauern der Gegend herangefahren. Eines Tages brachte ein Bauernbursche mit einem Eselwagen eine Ladung Torf. Die Regimentsskapelle spielte gerade und der Bursche blieb davor stehen und hielt seinen Esel am Kopfe fest. Einige Soldaten sammelten sich um ihn und ein Witzbold fragte ihn, warum er denn seinen Bruder so fest hielt. Die Antwort war niederschmetternd: „Ich habe Angst, daß er sich anwerben läßt.“

Amerikanischer Autofahrer (zum Ueberfahrenen): „Wie ist Ihr Name und Adresse?“ — Sein Opfer: „John Smith, Beantstreet 14.“ — Autofahrer: „Gut, Smith. Ich kann mich jetzt nicht aufhalten, aber ich werde Sie morgen in Ihrer Wohnung aufsuchen und Sie zu überreden suchen, sich bei der von mir vertretenen Gesellschaft gegen Unfall versichern zu lassen.“

„Warum redet man immer vom Hunde als von einem intelligenten Tiere?“ — „Weil er es versteht, ein gutes Leben zu führen, ohne zu arbeiten.“ antwortete das Pferd.

„Wann haben Sie jemals etwas Gutes getan?“ — „Als ich eine Schauspielerin beraubte“, antwortete der alte Einbrecher, der sich zur Ruhe gesetzt hatte. „Ihre Diamanten waren falsch und ich bekam nur ein paar Mark dafür, während sie eine kostlose Kellame hatte, die Tausende wert war.“

„Ich fürchte, daß Klavierspiel im Wohnzimmer hört Sie, wenn Sie sich abends zur Ruhe zurückgezogen haben,“ sagte die Pensionshausinhaberin zu ihrem neuen Sommergaste. — „Durchaus nicht, Madame,“ war die Entgegnung. „Ich bin nämlich Kesselschmied von Beruf.“

Die Droschke, die die alte Jungfer genommen hatte, hatte sich verspätet, und der Kutscher machte sich auf Vorwürfe gefaßt, als er schließlich anlangte. „Ich werde vermutlich meinen Zug verpassen,“ schalt die erboste Dame, „und ich werde Sie dafür verantwortlich machen. Ich wünsche Ihren Namen, Mann. Verstehen Sie? Ich — wünsche — Ihren — Namen!“ — Der Kutscher gab seinem Rosse einen leichten Schlag. „Wenn Sie wollen, werde ich Ihnen meine Nummer geben,“ antwortete er, „aber meinen Namen können Sie nicht haben. Der ist schon einer anderen jungen Dame zugesagt.“

Eine alte Dame bestieg einen Zug in Sevilla, und nachdem sie sich in Ruhe alle in dem Abteil angesehen hatte, wandte sie sich an einen rothaarigen Jungen mit der Frage: „Was hat die Schnur da zu bedeuten und wozu ist sie hier im Wagen?“ — „Das ist die Klingelschnur“, war die Antwort, sie geht zum Speisewagen.“ — Die alte Dame hatte ihren Schirmgriff über die Schnur und gab ihr einen kräftigen Zug. Sofort traten die Bremsen in Tätigkeit und der Zug kam zum Stehen. Der Zugführer kam herbeigeeilt und rief: „Wer hat die Leine gezogen?“ — „Ich,“ war die gelassene Entgegnung der alten Dame. — „Und was wünschen Sie?“ schrie der Zugführer. — „Eine Tasse Kaffee und ein Butterbrot mit Schinken.“